

einen Theil der Seele und einen des Leibes, und er müsste von ihren Wirkungen aufeinander, von ihren Widersprüchen und von ihrem endlichen Ausgleich handeln; er müsste mit einem Worte die breite Strasse Zola's gehen, aber zugleich in der Luft darüber einen parallelen Weg bahnen — d. h., einen spiritualistischen Naturalismus schaffen“. Und man lese die merkwürdige Studie des Arturo Graf, in der *Nuova Antologia*, über die Litteratur der Zukunft, die mit der nämlichen Begründung, dass alles Leben aus Realem und Idealem gemischt sei, den nämlichen „idealistischen Realismus“ verlangt.

Mir thun bloss unsere Naturalisten leid. Es muss ihnen allmählich doch recht unbehaglich zu Muthe werden. Freilich schenkte ihnen die gütige Natur die wunder-same Gnade, nichts zu sehen und nichts zu hören.

5.

Ferdinand von Saar.

(Zum sechzigsten Geburtstage.)

An der langen Döblinger Strasse, nach dem Ende der Tramway, wo schon die vertraulichen Farben, die lichterem Winde des Landes winken, ist ein Häuschen; Pelargonien nicken roth im Hofe. Es gehört der Frau Josefine v. Wertheimstein, dieser gütigen und stillen Freundin der Künste und der Künstler. Da hat Bauernfeld gewohnt. Da wohnen Voss und Wilbrandt gern. Da wohnt jetzt, seit er unter dem Ruhme wieder geselliger und städtischer fühlt, Ferdinand von Saar.

Hier wird Jubel, festliches Gedränge heute, da er sechzig ist, um den Dichter sein, der mit der hellen, derben, gelüfteten Miene, den scharfen, weiten, spähen- den Blicken, den breiten, gemächlichen, vaganten Gesten eher einem Jäger, Reiter, Oekonomen gleicht, und seine soldatisch enge, ungeräusperte, stossende Stimme wird in verlegenen Tönen der Rührung tasten. Blumen, Kränze, Briefe, Gedichte und Diplome — der ganze Apparat wird spielen, wie man eben die grossen Männer ehrt, wenn sie es nicht mehr brauchen. Aber in den geläufigen Formen der üblichen Freude wird eine besondere, eine fremde Note nicht fehlen.

Die Stadt wird ihre Redner schicken. Aus der „Gesellschaft“ wird man kommen. Die Concordia wird ihn feiern. Aber in den Lärm der lauten Namen werden schlichte Grüsse unbekannter Liebe dringen und einsame Träumer, neue Jünglinge, von welchen noch Niemand weiss, werden schüchtern schreiben, wie innig sie ihn in Demuth verehren. Und das ist in unseren Tagen von Zwist und Hader der verbitterten Parteien die ungemeine Anmuth dieses lieben Festes, dass es alle Menschen in Oesterreich, die nur ein bisschen das Schöne pflegen, mit der gleichen Ergriffenheit, mit der gleichen Begeisterung fühlen. Künstler und Laien, die „Alten“ und die „Jungen“ — alle Gruppen sind einig.

Das ist selten. Ich weiss heute kaum einen anderen Fall. Zola wird von der ungestümen Jugend als dieser dicke Bourgeois von Medan verhöhnt, und Bourget heisst ihr der Beichtvater für die reifere Jüdin. Ibsen und Björnson haben nur ihre engen Gemeinden. Die Naturalisten ermüden nicht, Heyse zu lästern, und Spielhagen wird neuestens selbst den eigenen Leuten verdächtig. Man könnte höchstens an Fontane in Berlin etwa denken, wo jedoch die Verehrung aller Schulen mehr der Person und dem Alter

gilt — es ist nicht, wie für Saar, diese zärtliche Liebe der Werke.

Was können seine Werke haben, das Alle zwingt?

Man wird sagen: weil sie an der Scheide der Schönheiten sind, so dass sie noch manchen neueren Wünschen genügen, ohne gleich allen älteren Geschmack zu verletzen; und weil sie von einer Mischung der Töne sind, welche die Stimmung im Lande und in der Zeit trifft; und weil sie so österreichisch sind, in jedem Satze Documente der Heimath. Man kann in der That beweisen, dass sie, ohne durch gewaltsame Neuerung zu befremden, zu erschrecken, zu verstören, in der Form und im Geiste auf die Moderne deuten, indem sie die schöne Wirkung unter die Wahrheit stellen, um das deutliche, definitive Wort mehr als um rednerischen Putz bekümmert und immer von den Fragen der Zeit getrieben sind. Man kann beweisen, dass ihre sanfte, in das Schicksal ergebene, kaum verstohlen seufzende Entsagung seit fünfzig Jahren die Note unserer Menschen ist, indem ja unter dem Drucke der Mode auch die Wiener Schopenhauer lasen, aber nicht ohne doch immer auf einen Walzer daneben zu hören. Und man kann beweisen, dass in diesen männlichen, knappen, ja spröden Novellen, wie in treuen Chroniken, sein ganzes Oesterreich steckt, indem jeder einzelne Fall immer in die Geschichte gerückt und das Symbol einer ganzen Gruppe wird. Aber das würde doch immer erst einen gelassenen und kühlen Respekt des Verstandes, nicht jene Wallungen der Gefühle erklären. Es muss noch ein anderer Reiz an ihnen sein.

Es ist — ich möchte es fast eine moralische Schönheit nennen. Man fühlt aus jedem Worte, dass es ein ehrlicher Künstler sagt. Das klingt gering, aber es ist heute viel. Man muss nur den vollen Sinn verstehen. Dass er nicht nach der Mode fragt,

dass er nicht der Losung des Tages folgt, dass er sich nicht nach den Launen der Menge fälscht, dass er die tausend Geständnisse an den gemeinen Geschmack, die Verzichte auf sich selbst, den knechtischen Gehorsam der Macher verschmäht, dass er nur den eigenen Drang hört, mit der träumenden Unschuld der Blumen, welche unwissentlich wachsen, und dass er so das Wort des La Mettrie auf sich wenden darf, der schaffen wollte, als flöge seine Seele einsam durch die Welt und redete mit sich selber — diese Ehrlichkeit ist auch an Anderen, ja unzertrennlich vom Künstler. Nur gibt es da noch allerhand Grade. Dass er, nur was er erlebt, und nur wie er es erlebt, gestalten darf, ist das Gesetz des Künstlers. Aber soll er es, nur während er es erlebt, nur in der Ergriffenheit gestalten dürfen? Darf er nicht, wenn jetzt der Drang fehlt, aus den Trieben von Einst in die Formen von damals schöpfen? Darf er nicht, wenn schon keinen Anderen, doch immer sich selber copiren? Das ist heute, wo der Poet nicht mehr in der Gunst der Höfe wandelt, heiter geniessend, bis der schöpferische Rausch, die Gnade der Verzückung, das heilige Fieber kommt, sondern nach dem Stücke erwerben, verdienen muss — das ist heute kaum möglich. Es gilt, wie man auch sinnen und suchen mag, bei uns von keiner Grösse als von Saar.

Das ist der feine Zauber seiner Werke. Nichts scheint gesucht, gemacht, gewollt; Alles wächst und wird von selber; Alles trägt die edle Weihe der Empfängniss. Er hat die sonst verlorene Poesie des alten Poeten aus der guten Zeit, da jedes bunte Wort, jeder Blüthenzweig von Reimen ein Geschenk der Muse war.

So wird er wie ein moralisches Muster empfunden, dem man gerne folgen und sich in diesen Nöthen der Kunst vertrauen möchte. Die Versuchungen sind heute

gross. Die Kunst wird als Handel und Geschäft betrieben. Viele wehren sich, aber Wenige haben den Muth und die Geduld der Entsagung. So verrathen sie die eigenen Triebe und fügen sich in den gemeinen Geschmack. Eine feile Schönheit, welche mit den kläglichsten Instincten buhlt, wird gepflegt, und die heimliche Lust, der einsame Wahn der edleren Seelen verstummen. Tapfere Kraft, die Grösse versprach, ergibt sich müde, und vermessene Stürmer enden als Diener des Pöbels. Da ist das tiefe, gierige Heimweh nach einem freien Künstler von jener feineren Redlichkeit wohl begreiflich, da ist die dankbare Rührung der Guten begreiflich, wenn sich ein Tröster findet, der durch thätiges Beispiel hilft.

Maurice Barrès hat einmal von *stations idéologiques* gesprochen, wie man sonst von *stations thermales* spricht. Wie oft in der Erde heimliche Kräfte sind, heisse Quellen, Schwefel oder Salze, welche den Leib von Leiden retten, so lässt an manchen Stätten die That und Wirkung edler Menschen eine stille Hilfe zurück, eine wirksame Spur der Stimmungen und Fieber, die aus ihnen hier entbunden wurden, zur Erweckung und Erbauung der schwächeren Seelen. Eine solche Stätte ist das Häuschen an der langen Döblingerstrasse, wo dieser grosse, gute und vollkommene Künstler den reinsten Gesichten lebt, und wo heute, da er sechzig ist, der Jubel der Stadt sich festlich drängen wird, in einer schönen Wallfahrt um Kunst.

* * *

Ferdinand von Saar ist am 30. September 1833 in Wien geboren und, da er, kaum fünf Monate alt, den Vater verlor, im Hause seines Pathen, des Hofrathes v. Nespern, mit seinem Vetter August Pettenkofen, dem später so berühmten Maler, zusammen erzogen. Er lernte unter Helferstorffer bei den Schotten mit Franz Nissel und Siegmund Schlesinger in der nämlichen Klasse. Seit 1854 Officier, erst in Wien, dann in Prag, quittirte er nach dem italienischen Kriege, um nur seiner stillen Kunst

noch ferner zu leben. Im Jahre 1863 erschien sein „Hildebrand“, dem 1867 „Heinrich's Tod“ folgte, zwei mächtige Dramen, die Grillparzer mit Begeisterung grüsste, aber freilich die Censur von der Bühne hielt. Es folgten 1866 der „Innocenz“, seine berühmteste Novelle, 1873 die Geschichte „Marianne“, das Trauerspiel „Die beiden de Witt“, welche ohne Erfolg das Burgtheater spielte, die „Novellen aus Oesterreich“ 1876, das Trauerspiel „Tempesta“ 1881, „Gedichte“ 1882, „Drei Novellen“ 1883, das Trauerspiel „Thassilo“ 1886, das Volksdrama „Eine Wohlthat“ 1887, die Novellen „Schicksale“ 1888, „Frauenbilder“ 1892, die Novelle „Schloss Kostenitz“, und die „Wiener Elegien“, die im ersten Jahre gleich zwei Auflagen erlebten.

6.

Adalbert von Goldschmidt.

I.

Es wird immer mehr eine Specialität der Franzosen, Deutsche für die Deutschen zu entdecken. Wir erkennen den Werth der Unseren nicht. Wir merken die eigene Grösse nicht, bis sie einen fremden Stempel von auswärts hat. Das Heimische wird verkannt; man weiss es überhaupt nicht, oder man nimmt es nicht ernst. Das Ausland muss es erst vorkauen, wenn es uns schmecken soll.

Catulle Mendès, der köstliche Poet, den Alle lieben, hat jetzt die „Gaea“ von Adalbert von Goldschmidt übersetzt, welche bei Charpentier erscheint. Die Franzosen wittern verlässlich, was die Zeit braucht. Sie fühlen, dass dieses Werk, in seinem Drange auf's Symbolische und zur Vereinigung aller Künste, ein Ereigniss ist.